



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Das Künstlerelend

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Das Künstlerelend



würde nicht einer von unsern vielen Statistikern von Beruf oder aus Liebhaberei sich einmal an die Beantwortung nachstehender Fragen machen: 1. Wie viel verkäufliche neue Gemälde werden in einem Jahre ausgestellt, und wie viel werden verkauft? 2. Wie viel Quadratmeter Wandfläche in Galeriegebäuden, oder wie viel durchschnittliche Wohnzimmer (in denen noch andre Gegenstände als Bilder untergebracht werden müssen) wären erforderlich, um alle ausgestellten Bilder so aufzuhängen, daß sie überhaupt gesehen werden könnten? 3. Welche Summe machen die für alle ausgestellten Werke der Malerei geforderten Preise aus, wie viel pflegt jährlich für Bilderkäufe aufgewandt zu werden, und in welchem Verhältnis steht dieser Betrag zu den für den Lebensbedarf der Bevölkerung erforderlichen Summen?

Wir verkennen keineswegs, daß die gewünschten Zahlen etwas schwer zu beschaffen sein würden, glauben aber, daß die Arbeit mehr Nutzen bringen könnte als manche andre, auf die alljährlich in eignen Büreaus großer Fleiß verwendet wird. Sie würde nicht nur in allgemein faßlicher Weise das ungeheure Mißverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage vor Augen führen, von dem ohnehin jeder eine ungefähre Vorstellung hat, sondern zugleich zeigen, daß die Nachfrage gar nicht größer sein kann. Und das ist der Punkt, über den namentlich in der Künstlerwelt große Unklarheit herrscht. Grundirte Leinwand ist in unendlicher Fülle vorhanden, Farben werden genug fabrizirt, um alles Festland zu tünchen, und an fleißigen Händen, die mit Farben um zugehen wissen, fehlt es auch nicht. Aber wir sind nicht reich genug, die gesamte heutige Kunstproduktion zu konsumiren, wobei vorläufig die Frage der Qualität der Produktion unberührt bleiben kann. Man führt gern an, daß heutzutage unverhältnismäßige Summen vom Theater, von Pferderennen und andern nobeln Passionen verschlungen werden, daß man gut und teuer iszt und trinkt u. dgl. m. Dabei wird jedoch oft übersehen, daß der gerügte und gewiß vielfach recht verwerfliche Luxus keineswegs außer Verhältnis zu dem gesteigerten Wohlstande, dem gesunkenen Geldwerte und andern Vorbedingungen der heutigen Lebensführung steht, und daß auch die Kunstliebhaberei nicht weniger an Ausbreitung gewonnen hat. Bildnismaler geringern

Grades werden jetzt allerdings weniger in Anspruch genommen, als noch vor einigen Jahrzehnten: das verschuldet die Vervollkommnung der Photographie. Dafür verlangt man aber Originalgemälde als Wohnungsschmuck in unzähligen Häusern, wo man einst mit Lithographien zufrieden gewesen wäre; und wenn hierbei nur zu oft hohles Prozentum eine wichtigere Rolle spielt, als wahre Freude an den Schöpfungen der Kunst, so haben sich darüber wenigstens die Maler nicht zu beklagen. Im Gegenteil sollte man glauben, daß der Börsenjobber und die Kokotte, die auch diesen Teil der „Sinnendekoration“ mit jeder Mode wechseln wie ihre Kleider und Hüte, so recht Menschen nach ihrem Herzen sein müßten, kämen nur nicht leider auf diese Art die Bilder immer wieder auf den Markt und machten so ihren eignen Verfertignern Konkurrenz. Jeder Vorwand zur Klage würde erst dann verschwinden, wenn jeder Staatsbürger gesetzlich verpflichtet wäre, jährlich einen bestimmten Teil seiner Einnahme für den Ankauf neuer Bilder zu verwenden, und man sich seines frühern Besitzes dieser Art nicht anders entäußern dürfte, als durch Verbrennen. Sagt man den Mißvergnügten, daß alle Staaten sehr bedeutende Summen für Kunstzwecke bewilligen, so erfolgt die Belehrung, das sei noch viel zu wenig, und überdies würden die Gelder meistens ganz schlecht angewendet, nämlich zum Ankauf von Werken, deren Urheber, längst gestorben, keinen Nutzen mehr davon haben. Ja wenn die alten Meister nicht wären! Aber dürfen wir den mit täglichen Sorgen ringenden solche Regungen des Neides zum Vorwurf machen, wenn vom Glück übermäßig begünstigte Malermeister ungescheut die Lehrmeinung zum besten geben, daß die Galerien nur den Zweck hätten, den Künstlern der Gegenwart Ideen zu liefern?

Ziehen wir die Summe, so kommen wir immer wieder auf die unanfechtbare Wahrheit zurück, daß viel mehr produziert wird, als voraussichtlich konsumirt werden kann. Dieselbe Erscheinung kommt bald auf dem einen, bald auf dem andern Gebiete des Erwerbes vor, und sie hat stets dieselbe Kur zur Folge: Einschränkung des Betriebes. Schmerzlich ist diese Kur unter allen Umständen, alle, denen sie verordnet wird, sträuben sich anfangs, und mancher geht an ihr zu Grunde. Doch endlich muß sich jeder der harten Notwendigkeit fügen, und die Nachwachsenden ziehen für sich eine Lehre aus den bitteren Erfahrungen ihrer Vorgänger — für die nächste Zeit wenigstens. Sind die Erfahrungen in der Künstlerwelt noch nicht bitter genug? Was wird aus den tausend und abertausend Bildern, die auf allen Ausstellungen unverkauft und auch bei der verschämten Bettelei, die sich Lotterie nennt, unberücksichtigt geblieben sind? Das ist ein trostloses Kapitel. Im günstigsten Falle können sie an einer Atelierwand auf den reichen Amerikaner warten, der in den heutigen Vorstellungen die Stelle des britischen Lords im vorigen Jahrhundert einnimmt; andre übernimmt der Kunsthändler „für einen Spottpreis,“ den gezahlt zu haben er häufig noch bereut; noch andre werden

heruntergewaschen, damit wenigstens die Leinwand für abermalige Benutzung gerettet wird. Und trotzdem der immer größere Andrang zu dieser Laufbahn!

Es liegt eine bittere Wahrheit in dem Scherzworte des Malerhumoristen, daß ein unbesonnener junger Mann sich leicht das Malen angewöhne. Der Trieb, abzubilden, äußert sich bei den meisten Kindern mehr oder weniger lebhaft; durch Bilderbücher, Bilder an den Wänden, durch Schaufenster, Museen u. s. w. erhält er Nahrung, Zeichenunterricht wird, wie billig, in allen Schulen erteilt, und gewöhnlich nicht mehr nach Methoden, die geeignet wären, alle Neigung für künstlerische Beschäftigung zu ersticken, zärtliche Eltern und Lehrer, die gern wenigstens einen Lieblingschüler in die höhere Laufbahn eintreten sehn würden, die ihnen selbst verschlossen geblieben ist, entdecken, wo sich vor der Hand nur eine Liebhaberei zeigt, ein großes Talent und bemühen sich, der Ausbildung des Knaben von vornherein eine bestimmte Richtung zu geben. Vieles Zuredens wird es dabei selten bedürfen, denn welches junge Gemüt sollte die Aussicht auf ein freies Künstlerleben nicht reizen? Beim Ausblick in die Zukunft denkt man natürlich an die lorbeer- und ordengeschmückten, villenbesitzenden Großen und nicht an die vielen, die ihr Brot kümmerlich mit Privatunterricht oder mit dem Retouchiren von Photographien oder — gar nicht verdienen. Zu den sogenannten gelehrten Berufsarten ist der Weg mit endlosen Verhauen, trocknen Studien, Prüfungen u. dgl. verlegt, vor dem Kunstjünger liegt eine ebne, breite Straße durch anmutige Wiesen- und Waldgründe, belebt durch schöne, heitre Menschen in farbenreichen Trachten, und kein Landjäger fragt den wohlgemuten Wanderer nach einem Paß, Lehrbrief oder Schulzeugnis. Im Gegenteil würde an mancher Stelle gelehrtes Gepäck eine schlechte Empfehlung sein. Also frisch hinein in die Akademie, die einige Verwandtschaft mit der Maschine hat, in die auf der einen Seite ein Hase gejagt wird, um auf der andern als Filzhut wieder zum Vorschein zu kommen!

Das Experiment glückt bekanntlich ziemlich oft, öfter aber auch nicht. Das Talent erweist sich oft nicht stark genug. Der eine hat große Intentionen, überwindet aber niemals die Schwierigkeiten des Handwerks, der andre erwirbt sich bald das technische Vermögen, weiß jedoch keinen verständigen Gebrauch davon zu machen, ein dritter ist faul u. s. w. Und kommt die Erkenntnis einer verfehlten Berufswahl zum Durchbruch, so ist der Unglückliche in der Regel für jeden andern Beruf verdorben oder doch zu alt geworden, noch etwas andres zu lernen. Eher als dem Maler steht noch dem Bildhauer, der darauf verzichten muß, Monumente zu schaffen, befriedigende und lohnende Thätigkeit in seinem Fache frei, wenn er nicht zu eingebildet ist. Die Kunst des Modelleurs wird ja von Industrien in Menge in Anspruch genommen. Auch gedeiht in dem Stande der Bildhauer, eben weil ihre Kunst noch in der natürlichen Verbindung mit dem Handwerk geblieben ist und immer bleiben muß,

der thörichte Dünkel nicht so üppig, der Anfänger und der Minderbegabte glauben nicht herabzusteigen, wenn sie als Gehilfen in eines Meisters Werkstatt eintreten; und endlich ist die Beschäftigung an sich nicht so verführerisch für das Dilettantentum. Darum finden wir die Beispiele von Künstlerelend viel häufiger in den Kreisen der Maler.

Alles das ist nichts neues, in allen Ländern treten diese Mißstände ans Licht, nur weniger grell und beunruhigend, wo wirkliches Talent sozusagen dem ganzen Volke eigen ist und deswegen nicht in jedem Falle als etwas außerordentliches, der Pflege würdiges und den künftigen Lebensweg bestimmendes angesehen wird, oder wo eine Vereinigung günstiger Umstände einen großen Markt geschaffen haben. Und überall ist man sich darüber klar geworden, daß das jetzige Akademiewesen einen Hauptanteil an der Schuld trägt.

Daß Lionardos Accademia keine Pepiniere war, noch sein sollte, daß die heutigen Anstalten Schöpfungen unfruchtbarer Zeiten sind, in denen man meinte, Künstler züchten zu können wie Rennpferde und drillen zu können wie Soldaten — das wird wohl kaum bestritten werden. Keiner Akademie ist eine Blütezeit der Kunst zu danken, die Tüchtigen wuchsen fast immer neben der Akademie oder im Gegensatz zu ihr empor, aber das Mittelgut und die Manierirtheit pflanzten sich in den Treibhäusern munter fort. Das hat man schon so oft empfunden und abzustellen gesucht, bald durch Ummodelung der Organisation, bald durch Berufungen, doch immer höchstens mit vorübergehendem Erfolg. Es konnte das auch nicht anders sein, weil der Fehler in der ganzen Institution steckt. Man kann ein vortrefflicher Künstler und doch gänzlich ungeeignet sein, schulmäßig zu unterrichten. Sa die Berühmtheiten, die helfen sollten, haben oft am allerwenigsten genützt, weil sie die persönlichen Gaben, durch die sie sich auszeichneten, ihren Schülern nicht mitzuteilen versuchten. Es ist ein echt akademischer Irrtum, daß durch Anleitung und Fleiß das Talent zum Genie gesteigert werden könne. Ferner lehrt hundertfache Erfahrung, daß der Zwang, zu schulmeistern, einen lähmenden Einfluß auf Künstler ausübt. Wie oft scheint die Produktionskraft mit dem Eintritt in das Lehrerkollegium zu erlöschen! Auch das hat nichts überraschendes. Sa, hätte man lauter frisches, junges Blut um sich, Talente, deren Entwicklung zu beobachten Freude machen könnte! Aber jeder Massenunterricht hat etwas abspannendes, wievielmehr in Disziplinen, die die eingehendste Beschäftigung mit dem Einzelnen zur unumgänglichen Voraussetzung haben. Doch wer zwingt den Lehrer, wird man fragen, sich mit Massen abzuquälen? Merze er doch die Talentlosen, Trägen, Verstockten ans! Allerdings wäre das das richtige, aber herrscht nicht noch hie und da die bürokratische Anschauung, daß der Nutzen einer Lehranstalt und die Wirksamkeit eines Lehrers nach der Schülerzahl zu beurteilen seien? Und tritt nicht leicht, wo solcher Unsinn nicht besteht, an dessen Stelle ein unseliger Ehrgeiz, einander durch die Schülerzahl den Rang abzulaufen?

Anders wäre es gar nicht denkbar, daß fort und fort solche Scharen von halben und Vierteltalenten aus den Akademien in die Welt geschickt werden. Die Ausstellungen von Prüfungsarbeiten sind mitunter in dieser Beziehung sehr lehrreich. Produktive Naturen bringen es schwer zu dem Grade der Objektivität, der für einen guten Lehrer unentbehrlich ist. Jeder hält die Richtung, den Stil, worin er selbst arbeitet, für besonders, wenn nicht einzig der Pflege würdig, und sucht unwillkürlich die Schüler in dieselbe Bahn zu leiten. Da werden nun Kompositionsaufgaben erteilt, je nachdem Antike oder Romantik die Parole ist: Odysseus und die Freier, Cäsars Tod, Hagar in der Wüste, Krimhildens Rache, Barbarossa in Mailand, Karl V. und Tizian oder dergleichen. Was hilft es dir, du armer Jüngling, daß in dir vielleicht das Zeug zu einem Callot, Chodowiecki, Ludwig Richter oder Adolf Menzel steckt? Du mußt in großem Stil und Format komponiren, sieh zu, wie du damit zustande kommst! Ähnlich ist es in der Landschaft u. s. w. Und doch sind die Arten der Begabung noch unendlich viel mannichfaltiger. A ist der geborne Kartonzeichner, B sieht nur Farbe, C hat ein ausgesprochenes Talent für die Skizze, macht aber, je mehr er die Entwürfe ausführt, die Sache immer schlechter, D ist ein Humorist, E ein Satiriker, und so fort durchs ganze Alphabet, beinahe soviel „Spezialitäten“ wie Menschen. Und das wird meist alles über einen Kamm geschoren, die Verhältnisse lassen es nicht anders zu.

Dagegen lehnt sich denn von Zeit zu Zeit die strebsame Künstlerjugend auf und erklärt allem Konventionellen, Erstarrten, Pedantischen, mit einem Worte: dem akademischen Wesen den Krieg. So entflohen Overbeck nebst Genossen der klassizistischen Langweile Fürgers in Wien, so wanderten die jungen Berliner mit Wilhelm Schadow nach Düsseldorf, so strömen Söndermann aus allen Himmelsgegenden nach München, um — malen zu lernen. Und eine eben solche Erscheinung ist ja auch das Auftreten der neuesten Richtungen in der Malerei. Ihre Anhänger geberden sich revolutionärer, anspruchsvoller, überstürzen und überkugeln sich: das liegt in der Zeit. Aber zu Grunde liegt doch dem oft abgeschmackten oder lächerlichen Treiben, der Thorheit, aus dem vollen Menschenleben nur das Uninteressante oder Widerwärtige als malerischen Vorwurf herausgreifen, das berechtigte Verlangen nach Licht, Luft, Freiheit, Natur. Und schon jetzt melden sich die Anzeichen dafür, daß die Gährung die unreifen und unreinen Stoffe ausscheiden, die Bewegung sich klären wolle. Auch dieser Prozeß vollzieht sich wieder neben den Akademien und gegen sie, die in herkömmlicher Kurzsichtigkeit meinen, eine unbequeme Bewegung durch Ignoriren oder Vervehmung beseitigen zu können.

Was ist dabei zu thun? Soll sich der Staat, der für den Unterricht nach allen Seiten hin Fürsorge trifft, nur der Kunst gegenüber völlig teilnahmslos verhalten, gleichgiltig alles gehn lassen, wie es will? Das ist keineswegs unsre Meinung. Der Staat kann und soll mit seinen Macht- und Geldmitteln aller-

dings viel für die Kunst leisten, ohne Brutanstalten für Künstlerproletariat zu unterhalten. Er kann jedem Gelegenheit gewähren, sich Fertigkeiten im Zeichnen anzueignen, die in jedem Berufe nützen können, und darüber hinaus die Anfangsbegriffe der Malerei. Dazu bedarf es keiner großen Künstler, nur tüchtiger, solid gebildeter Schulmeister. Er kann aber auch hervorragende Maler auszeichnen durch Verleihung des so geschätzten Professortitels, Überlassung von Arbeitsräumen, nötigenfalls durch Besoldung. Die mögen dann nach freiem Belieben Schüler aufnehmen oder nicht, d. h. Schüler im alten Sinne, also Lehrlinge, die alles das praktisch zu lernen haben, was in guten Zeiten als das Grunderfordernis der Kunst betrachtet wurde, das Handwerk. Schlimm genug, daß das Farbenreiben durch die Industrie entbehrlich gemacht worden ist, und viele Maler gar nicht wissen, was sie eigentlich aus der „TUBE“ auf die Palette drücken, und wie sich der eine Stoff zum andern, mit dem er gemischt wird, wie zu den Binde- und Trockenmitteln, wie zur Atmosphäre u. s. w. verhalten wird. Zeigt sich der Lehrling anständig, so wird er zum Gehilfen des Meisters werden, im andern Falle wird er weggeschickt werden, noch jung genug, zu etwas anderm zu greifen, noch nicht vom Künstlerdünkel angesteckt. Nicht immer wird sich das Mittel bewähren, doch haben wir schon oft die Probe gesehen, wie bald junge Burschen, die in der Kunst einen lustigen Zeitvertreib vermutet hatten, durch die Lehrzeit bei einem verständigen Künstler ernüchtert wurden. Und wer sich nicht raten lassen will, der mag seinen Weg selbst suchen. Verfehlt er das Ziel, so kann er mindestens nicht, wie es jetzt so oft geschieht, den Staat dafür verantwortlich machen, daß er die beste Jugendzeit auf der Schulbank verbracht habe, um — ein Pfluscher und Hungerleider zu werden.

Wie aber würde es dann um die wissenschaftliche Bildung stehen? Bei einem tüchtigen Meister würden Lehrling und Gehilfe in den Gesprächen bei der Arbeit und über die Arbeit vieles leichter und mehr für die Dauer lernen als aus Vorlesungen, und wer überhaupt Bildungstrieb hat, dem stehen gegenwärtig die Mittel zu deren Befriedigung in überreicher Fülle zu Gebote. Übrigens vernimmt man oft die Klage, daß gerade in dieser Beziehung die akademische Jugend von heute tief unter frühern Generationen stehe. Früher vereinigten sich Schülergruppen, um in den Abendstunden den Laokoon oder Basari mit einander zu lesen: das soll jetzt sehr selten vorkommen, weil manche Herren Professoren keine Gelegenheit vorübergehen lassen sollen, ihnen zu zeigen, wie sehr sie selbst Vernunft und Wissenschaft verachten.

Vor allem wird unsre Zeit wieder Vertrauen zu der eignen Kraft des Talents gewinnen müssen. Die wohlgemeinten Bemühungen, ihm jedes Hindernis aus dem Wege zu räumen, es zu päppeln und zu gängeln, schießen auf diesen wie auf vielen Gebieten weit übers Ziel hinaus. Es geht einmal nicht an, daß jeder „studirt,“ die sogenannten höhern Berufsclassen sind, wohin man

sehen mag, überfüllt, in andern fehlt es an Kräften, die Überzahl der mit Stipendien reich gesegneten höhern Bildungsanstalten produziert immer mehr Halbgebildete und Unzufriedne. Die wirklich bedeutende Kraft hat sich wohl noch immer selbst durch- und emporgearbeitet, und es ist kein Unglück, wenn der Geschäftsmann, der Landwirt, der Handwerker, die vielleicht in ihren Jugendjahren künstlerische oder litterarische Neigungen verraten haben, diesen die Freistunden nach des Tages Arbeit widmen, ohne deshalb produktiv aufzutreten, den Bilder- und Büchermarkt beschicken zu wollen. In dieser Beziehung können wir mit Neid auf England und Frankreich blicken, wo der Bürgerstand eine viel geachtete Stellung einnimmt, der alberne Gelehrten- und Künstlerhochmut nicht so überwuchert, wie bei uns.



Die Flüchtlinge

Eine Geschichte von der Landstraße

(Fortsetzung)

7



in andern Tage mußten sie es schon als ein Glück ansehen, daß sie in der Herberge Aufnahme gefunden hatten. Franz war erkrankt, er lag in starkem Fieber und fühlte sich unfähig, aufzustehen. Der Jammer, den er so lange still getragen hatte, war über ihn Herr geworden. Das war ein schwerer Schlag für sie: sie mußten sich nun darauf einrichten, einige Zeit an diesem Orte zu verweilen.

Tagsüber war es in dem Hause noch erträglich, aber der Abend wurde den beiden schrecklich, da sie kein Licht in ihr Zimmer bekamen. Sobald der Morgen aufdämmerte, flogen die meisten Kunden aus, um in irgend einer Dorfschaft einzufallen: sie „gingen auf die Fahrt,“ bettelten den Bauer an, den Kaffer; aber lieber noch hatten sie es mit den gutherzigen Bäuerinnen, den Kafferinchen, zu thun. Das weibliche Herz konnte unmöglich lange dem Anblick von soviel Jammer, dem Ansturm von soviel klagenden und schmeichlerischen Worten widerstehen.

Einige hatten weniger auf der Bettelfahrt als im Finden Glück. Es war wunderbar, was man alles auf der Straße finden konnte: Uhren, Talglichter, Tabaksdosen, Pflaumenmus, Stiefel und vieles andre fand bald dieser, bald jener, und soweit er die Gegenstände nicht selbst gebrauchen konnte, verkaufte er sie abends auf der Herberge an unternehmende kleine Geschäftsleute. Es war daher eine beliebte, immer mit Heiterkeit aufgenommene Frage unter den Kunden: Ja Junge, wem hast du denn das weggefunden?

So sahen die Flüchtlinge bei den Menschen, die nunmehr ihre Umgebung bildeten, öfter Geld in Fülle, während sie selbst allmählich Mangel litten und